

Thema 2

— Rilke lesen. Finden Sie einen persönlichen Zugang.



Lara Scholz
Hans-Küng- Gemeinschaftsschule
Tübingen

Prolog

Ich schreibe in meinen Gedanken. Die Wörter treffen nie aufs Papier. Sie sind mein. Ich kann sie ungeschehen machen. Niemand wird sie je kennenlernen, wenn ich es nicht will. Jetzt sind sie doch verschriftlicht. Und es macht mir Angst. Nervös, zitternd drehe ich eine Kippe. Der Filter ist lose. Mache die Musik lauter. Wenn ich diese Nachricht abschicke, entblöße ich mich voll und ganz. Ich rauche auf meinem Balkon, es ist fast Mitternacht. Ich suche Ausreden, warum es nicht so gut ist. Was könnte ihm nicht gefallen? Wenn er es kritisiert, ändere ich es. Ich ändere es. Es ist eh nicht gut. Ich fühle eh nicht so. Das ist nicht wahr. Aus einem Impuls drücke ich auf Absenden. Die erste Person hat meine Gedanken zu Rilke gesehen. Ich nehme den letzten Zug und drücke die Kippe aus. Eine Nachricht. Ein Tsunami wird in mir groß. Mein Herz klopft immer stärker, immer schneller, es ist alles zu viel. Warum habe ich das getan? Ich stürze in mein Bett, drücke mein Gesicht in mein Kissen und fang an, tränenlos zu weinen. Das Hämmern in meiner Brust wird immer stärker. Ich kralle mich mit aller Kraft in mein Kissen und versuche, mich daran zu retten, um nicht laut loszuschreien. Ich atme schnell und flach. Meine Musik läuft immer noch, ich höre sie aber nicht mehr. Nur noch das Klopfen. Eine unidentifizierbare Kraft nimmt mein Handy. Ich lese seine Nachricht.

Wenn ich an dich denke, verbinde ich dich mit einem meiner Lieblingsalben. Jedes Mal, wenn ich es anhöre, fühle ich, wie die Melodie durch mich hindurchfließt. Sie erfüllt mich mit einer warmen, frühlingshaften Sehnsucht. Aber auch mit einer dumpfen, gefühlsvollen Stimme, die über das ganze Bild einen grauen Schleier legt. Ich kann mich nie entscheiden, mich trist und bedrückt zu fühlen oder voller Freude, wegen dieser großen Kunst, differenzierte Gefühle bei einer unbekanntenen Person auszulösen, bloß durch Melodie und Stimme. Bei dir ist das ähnlich. Jedes Gedicht, jeder Brief. Eine liebliche Melodie mit einem wiederkehrenden, schwermütigen Beigeschmack.

In der Vergangenheit haben mich Gedichte nicht wirklich berührt. Der Fokus lag auf analysieren: das Reimschema, das Metrum, was will der Autor sagen? Vielleicht war es mir auch einfach nur zu anstrengend. Umzudenken, aus dem analytischen Denken auszubrechen, das Gedicht bloß wirken zu lassen. Ich liebe Romane. Charaktere, die ich kennenlerne, sie leben in verschiedenen Realitäten, müssen in ihrer eigenen Welt zurechtkommen. Ihnen kann ich nacheifern. Verstehen, wer sie sind, was sie fühlen und welche Themen sie umtreiben. Ich suche nach Vorlagen, zu denen ich werden kann. Nie habe ich versucht, mich selbst zu verstehen, mich in der Figur wiederzufinden. Bloß so zu werden wie sie. Bei deinen Gedichten ist das anders. Durch dein metaphorienreiches Schreiben bist du nicht eindeutig. Es gibt Raum für mich. Für meine Identität, die deine Worte womöglich anders empfindet, als du sie meintest. Deine Verse und Strophen leben nicht nur in dir. Sie werden in jeder Person lebendig, die sich voll und ganz auf dich einlässt. Ich analysiere deine Gedichte nicht mehr, ich empfinde sie. Man muss es zulassen, Ehrlichkeit gegenüber sich selbst einfordern.

Du bist ehrlich, öffnest dich, schreibst über deine verletzten Gefühle, deine Leidenschaft, dein Inneres. Es ist kein Wollen, du musst es tun. Deine Seele ist es, die dich zwingt. Ich verstehe dieses Gefühl. Sich kreativ auszuleben ist eine endlose Energiequelle, sie erhält einen am Leben. Über mich selbst zu schreiben, ist jedoch angsteinflößend. Man öffnet sich, zeigt seine Achillesferse. Es braucht ein großes Vertrauen in Menschen. Jeder könnte den Pfeil abschießen. Jeder, sogar man selbst. Man würde ausbluten und den Bezug zu sich selbst verlieren. Seine Empfindungen hinterfragen, sich selbst einreden, sie seien nicht real.

Vielleicht sagt das mehr über mich selbst aus, als dass es die Realität widerspiegelt?

Vielleicht habe ich diese Angst, weil ich dazu fähig bin, den Pfeil und Bogen zu verwenden?

Oder es schon einmal getan habe?

Sich vor anderen zu öffnen, setzt voraus, dies auch vor sich selbst zu tun. Ich flüchte mich in Filme, Bücher und Musik. Um die Welt zu vergessen, meine Gefühle zu verdrängen und um mich selbst nicht betrachten zu müssen. Gefühlsregungen anzunehmen und auszudrücken, ist komplex, eine große Herausforderung. Jedoch notwendig. Wenn wir ihnen keine Aufmerksamkeit schenken, werden sie über uns einbrechen, uns übernehmen, uns wie Marionetten bewegen.

Du eröffnest mir eine andere Welt. Durch dich erkenne ich, den Emotionen ihren benötigten Raum zu geben, sie nicht wegen ihrer Melancholie zu verdrängen, zu hassen, sie aktiv aufzunehmen und über mich gehen zu lassen.

Ich tauche in mein Inneres und lasse es sprechen. Entbinde mich von meinem Äußeren. Vergesse andere und begeben mich in einen von dir geschaffenen Schutzraum. Dort kann ich ich sein, mich öffnen, anfangen, mir selbst zu vertrauen. Ich spreche aus, was normalerweise tief in mir vergraben bleiben würde, mir aber trotzdem, wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Es erlöst mich, der Stein wird etwas leichter. Dennoch fühle ich mich eingeschüchtert, beängstigt. Alles wird echt, wenn ich es ausspreche. Dir kann ich es jedoch erzählen. Du hast dich auch geöffnet, hast dich verletzlich gezeigt.

Jeden Text, den ich geschrieben habe, konnte ich kein zweites Mal lesen, da ich wegen ihrer fehlenden Authentizität im Boden versinken wollte. Ich zerdachte meine Gedanken und schrieb Worte, welche fern von meinen Impulsen lagen. Nun verabscheue ich sie nicht mehr, ich lese sie immer wieder.

Ich schreibe meine Gedanken auf. Versuche, mich kreativ auszuleben. Mich so zu entfalten, wie der Wind in mir mich drängtⁱ. Jedoch drängt er mich immer wieder in die Isolation.

Ich flüchte vor Menschen, desozialisiere. Es fühlt sich wie ein Gift an. Und trotzdem sehne ich mich danach. Es betäubt, bringt mich in eine ferne Welt, in welcher ich alle Freiheit, alle Kraft, alle Inspiration und Kreativität erlange, um mich selbst auszuleben. Ich lebe für mich. Suche nach dem Falken, dem Sturm oder dem großen Gesang in mirⁱⁱ. Ich suche und suche,

selbst wenn ich es nicht finde. Es befreit. Du siehst den gegenseitigen Schutz der Einsamkeit als wesentliche Bestimmung zweier Verbundener anⁱⁱⁱ. Wenn ich Verbindungen eingehe, verlier ich mich meist in meinem Gegenüber. Ich höre ihnen zu, versuche, sie zu verstehen, ihnen Raum zu geben, sich auszubreiten, aufzublühen. Doch nehmen sie auch meinen Raum. Immer mehr lasse ich es zu, mich zurückzudrängen. Bis ich bloß noch einen kleinen Spalt habe, in dem ich atmen kann. Irgendwann wird selbst dort die Luft zu dünn. Ich übernehme ihr Wesen und lasse meines, sich in viele kleine Staubkörner zersetzen. Dann überfällt mich die fehlende Erkenntnis. Wer bin ich, was ist mein? Wer gebe ich vor, zu sein? Ich kann sie nicht dafür verantwortlich machen. Ich vernachlässige meine Grenzen, sage ihnen nicht, wo jene sind. Sie wissen nicht mal, dass sie mir meine Luft rauben. Sie geben mir Anerkennung, ich ihnen meine Identität. Ich schmachte nach Mauern und suche einen Verbündeten, der sie schützt.

Du sprichst von Spiralen, in denen du dich bewegst^{iv}. Von Sommer, der durch Herbst abgelöst wird. Nach dem Frühling jedoch wieder kommt. Der vergängliche Moment, der dich aber nicht verlässt. Und den Moment, den du spürst, welchen wir vergessen, wahrzunehmen. Ich hänge entweder in der Vergangenheit, nehme vergangene Regenfälle und Sommerwinde wahr. Gehe jedes Gespräch durch, bis ich mich dafür schäme. Oder zerfalle in meinen dystopischen Vorstellungen. Den inneren Moment, in dem ich mich befinde, erkenne ich nur selten.

Wenn, dann bin ich betrunken, liegend auf einer Wiese, spüre das kratzige Gras, zerfließe in dem Drehen um mich herum und lasse los. Fühle mich nicht wirklich glücklich, nicht wirklich traurig, einfach nur existent. Ein, auf den ersten Blick, simples Gefühl. Doch wie oft fühlt man sich so? Bloß existent.

Ein anderer Zustand, in dem ich es fühle, ist bei Konzerten. Ich begeben mich in die Trance der Musik, lasse sie durch mich strömen. Sie steuert meine Bewegungen. Ich lasse mich fallen und werde von einem Beat, einer Melodie gehalten. Ich denke an nichts, außer an dieses wohlige Gefühl, langsam die Kontrolle zu verlieren.

Und trotzdem in Sicherheit zu sein.

Vielleicht habe ich diese Momente auch öfter, als ich denke. Ich werde mir ihrer erst im Nachhinein wirklich bewusst. Wenn ich ganz ehrlich bin, wurde ich erst durch dich auf sie aufmerksam. Seitdem versuche ich, mich durch mich selbst, in solch einen Zustand zu bringen. Das Wahrnehmen meines Gefühls in diesem Moment. Nicht nach der Ursache graben. Nicht zu fliehen. Bloß die nackte Emotion zu spüren.

Wir sehen, was uns nicht gefällt. Was wir nicht können. Was wir nicht wissen.

Eines der unstillbarsten Triebe der Menschheit ist, das Unwissende auszufüllen. Die weißen Flecken der Landkarte, die Tiefe der Gewässer, die Unendlichkeit, welche außerhalb der Atmosphäre herrscht. Ohne diesen Charakterzug wären wir nicht da, wo wir sind. Es ist Fluch und Segen zugleich. Ich verzweifle daran, ich will es verstehen. Ich will nicht unwissend sein. Jeder andere ist Experte. Jeder andere hat eine differenzierte Meinung und kennt sich exzellent aus. Ich tue dies nicht. Kämpfe jedoch, um es zu kaschieren. Fühle mich dumm, tölpelhaft, stupide. Natürlich kann ich nicht alles verstehen und ich werde es auch nie.

Du steuerst dem entgegen, du erlaubst es, glücklich unwissend zu sein^v. Eine Eigenschaft, die ich negativ gesehen habe, machst du aussichtsreich. Wir werden nie alles verstehen. Doch durch Unwissenheit können wir suchen, neues entdecken, Euphorie empfinden. Es ist eine unvergleichliche Erfüllung, eine neue Leidenschaft zu entdecken. Durch neue Offenbarungen, leben in sich zu spüren. Sich tief in die Materie zu graben und wie in einem Rausch jede Kleinigkeit aufzusaugen. Ich jage solchen Hochstimmungen nach. Versuche, mich selbst zu begeistern. Jedoch lässt sich dies nicht synthetisch kreieren. Die neue Leidenschaft kommt zu einem selbst. Es passiert unerwartet. Plötzlich trifft man auf sie. Der Versuch, sich händeringend an ein Thema festzuklammern, wird nicht die erhoffte Befriedigung zur Folge haben. Im Gegensatz dazu wird es einen herunterziehen, Selbstzweifel verursachen. Warum verspüre ich nicht dieselbe Begeisterung? Warum sehe ich nicht, was andere sehen? Die Hingabe entsteht durch das Universelle, durch die Schönheit, welche du in ihr siehst. Wegen ihrer Seltenheit wird sie nur noch intensiver und persönlicher.

Die Ablehnung des eindeutigen, des absoluten Wissens bringt uns dazu, Fehler zu begehen. Dies ist keine Schande, es macht uns zu Menschen. Bildet unseren differenzierten, vielfältigen Charakter. Macht uns zu Individuen. Jeder Mensch hat schon einmal einen Fehler begangen. Jeder wird es wieder tun, möglicherweise sogar denselben. Wir haben andere mit unseren Taten verletzt, unseren Fehler überhaupt nicht bemerkt, jedoch die Folgen gespürt. Es ist kein angenehmes Gefühl, sich selbst dabei zu ertappen. Man schämt sich, möchte es ungeschehen machen. Und trotzdem können wir durch sie profitieren, uns weiterbilden, reifen. Man wird sensibler, wird sich der Bedeutung seiner Worte bewusst und kann mit vergleichlichen Situationen anders umgehen. Jedoch hängt der Erfolg des Profits von einem selbst ab. Zu akzeptieren, fehlerhaft zu sein, sich selbst nicht dafür zu verurteilen und offen für Veränderungen zu sein. Ich selbst habe trotzdem noch Angst davor, Fehler zu begehen, nicht dem zu entsprechen, wie andere mich sehen.

Du empfindest Geduld als Notwendigkeit, um zu leben^{vi}. In Ruhe zu reifen, sich selbst zu erschaffen, unbeantwortete Fragen anzunehmen. Aber was, wenn sie einem nicht gestattet wird? Ich sehne mich nach der Ruhe, meine Freiheit ausleben zu können. Keine Verpflichtung, kein Befehl, keine Bitte, die zu erfüllen ist. Keine unsichtbaren Zwänge, nach denen ich mich richten muss. Keine Menschen, die andere nicht leben lassen, wie sie sind. Ich suche ungestörte Entwicklung. Eine Loslösung von der Willkür. Die Willkür, die mich zu dem macht, was ich bin. Weiblich? Privilegiert? Deutsch? Unser ganzes Leben klettern wir durch ein Gerüst. Es ist grau, es knarzt, immer wieder Falltüren und Leitern, die nur für die Größten zu erklimmen sind. Eingereiht. Einer nach dem anderen, ein Dauerlauf. Wenn wir stehen bleiben, werden wir von den Massen hinter uns niedergetrampelt. Alles bloß wegen dem Gerüst, der Glaube daran. Wir übernehmen Werte und Normen, weil sie schon immer da waren. Der Versuch, sie zu ändern, scheitert. Weil wir so sind. Weil wir uns gegenseitig antreiben, einordnen, ein undurchdringbarer Algorithmus in unserem Geiste. Würden wir nur das Gerüst einreißen. Es dazu zu bringen, unter unserem Druck zu zerfallen.

Wir müssten es neu aufbauen. Farbenfroher, mit verschiedenen großen Leitern, Platz, um nebeneinander spazieren zu können, Bänke, auf denen man die Vielfalt bestaunen kann.

Wir könnten reifen wie ein Baum, der seine Säfte nicht drängt.

Du schreibst davon, alt zu sein und immer noch nicht alles zu verstehen. Jedoch schemenhafte Zusammenhänge im fernen, unsagbaren zu erkennen. Anstatt dessen liebst du, feierst jeden Tag und gehst weiter, lässt es geschehen^{vii}. Was du nicht sagst: wie hart es sein kann. Wie frustrierend. Ich habe jeden Tag, jede Stunde, jede Sekunde. Das Gefühl, mich aus diesem menschen geschaffenen Sumpf, in welchem ich versinke, befreien zu müssen. Je mehr ich versuche, zu kämpfen, je mehr ich versuche, zu verstehen, umso mehr versinke ich. Ich halte mich an vermeintlich rettenden Stöcken und Sträuchern fest, nur um noch tiefer von ihnen hineingestoßen zu werden. Ich verstehe es einfach nicht. Diese Grausamkeit, diese Ausgrenzung, dieses Erheben über seinesgleichen. Sie ist tief in uns vernetzt. Wir kriegen sie nicht aus uns heraus. Wir müssten uns die Adern aufschneiden und jeden einzelnen, von Bestialität getränkten Faden herausziehen. Ich hoffe, ich kann mich davon loslösen, akzeptieren. Ich werde sie nicht erreichen. Wenn ich hoffnungslos schreie, hören sie mich nicht, wollen mich nicht hören. Jedoch höre ich sie auch nicht. Aber wie soll ich weitergehen? Wie soll ich feiern? Wie soll ich das ertragen? Ich sehne mich nach Veränderung, einer fernen Welt. Eine, die ich ansatzweise begreifen kann. Eine liebevolle, eine vielfältige. Eine, in der ich für mich wachsen, gedeihen und blühen kann. Dies werde ich nicht erreichen. Ich kann Einfluss auf die Menschen in meiner Umgebung nehmen und wenigstens eine kleine ferne Welt schaffen, hoffen, eines Tages die nebulösen Zusammenhänge wenigstens etwas entziffern zu können. Womöglich brauche ich dies nicht einmal. Ich sollte bloß aufhören, mich an der Absurdität festzuklammern, und anfangen, weiterzugehen, anfangen, zu lieben, zu feiern. Mich getrost in die Stürme des Frühlings stellen, ohne Angst, dass dahinter kein Sommer kommen könnte^{viii}.

Ich habe mich überwunden. Ein kleines Stück meiner selbst geöffnet. Meine unstrukturierten Gedanken, geordnet und verschriftlicht. Mich mit mir selbst beschäftigt, mit meinen Ängsten und Leidenschaften auseinandergesetzt. Ehrlichkeit eingefordert und ein kleines Stück meiner Sehnsucht nach Ruhe, in deinen Worten gefunden.

ⁱ Vgl.: Gedichtsammlung: Frühe Gedichte; Zyklus: Mir zur Feier; „Wir sind ganz allein“ (1899) Reiner Maria Rilke

ⁱⁱ Vgl.: Gedichtszyklus: Stundenbuch; „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen“ (1905) Reiner Maria Rilke

ⁱⁱⁱ Vgl.: „Briefen an einen jungen Dichter“ Erster Brief; Paris, 17. Februar 1903; Reiner Maria Rilke

^{iv} Vgl.: Gedichtszyklus: Stundenbuch; „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen“ (1905) Reiner Maria Rilke

^v Bezug zu: Gedichtsammlung: Frühe Gedichte; Zyklus: Gebete der Mädchen zu Maria; „Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort“ (1899) Reiner Maria Rilke

^{vi} Vgl.: „Briefe an einen jungen Dichter“ Vierter Brief; „Über die Geduld“ (1903)

^{vii} Vgl: Prosawerk: „Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge“ (1904-1909); von Reiner Maria Rilke „*Eines Tages alt sein und noch lange nicht alles verstehen, nein, aber anfangen, aber lieben, aber ahnen, aber zusammenhängen mit Fernem und Unsagbarem bis in die Sterne hinein!*“

Ebenso Bezug zu: „Das Buch der Bilder“; „Du musst das Leben nicht verstehen“ (1902)

^{viii} Vgl: „Briefe an einen jungen Dichter“ Vierter Brief; „Über die Geduld“ (1903)